



VANESSA LE

THE LAST BLOODCARVER I

VERLORENES HERZ

Aus dem Englischen von
Tamara Reisinger

ARCTIS

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
The Last Bloodcarver bei Roaring Brook Press, New York.



Deutsche Erstausgabe

1. Auflage 2025

© Atrium Verlag AG, Imprint Arctis, Zürich 2025

Alle Rechte vorbehalten. Der Verlag untersagt ohne ausdrückliche schriftliche Zustimmung die Nutzung dieses Werkes im Sinne des § 44b UrhG für das Text- und Data Mining.

Copyright © 2024 by Vanessa Le

Published by arrangement with Roaring Brook Press,
a division of Holtzbrinck Publishing Holdings Limited Partnership.

All rights reserved.

Übersetzung: Tamara Reisinger

Lektorat: Leonie Teckenburg

Umschlag- und Farbschnittgestaltung: Niklas Schütte mit Motiven von matrioshka/Shutterstock.com

Karte S. 6/7: Charis Loke

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-03880-229-7

GPSR (General Product Safety Regulation)-Kontakt:
W1-Verlage GmbH, Semperstraße 24, 22303 Hamburg,
gpsr@w1-verlage.de

www.arctis-verlag.de



Folgt uns auf Instagram
unter @arctis_verlag

und auf TikTok unter @arctisverlag

EINS

Jemand wie Nhika, mit ihrem nervösen Lächeln und der ausgefransten Tasche voller falscher Wunderöle, gehörte nicht auf diese Straßen.

Im Dog Borough in der Nähe des Hafens wäre sie in dieser Aufmachung niemals aufgefallen, weder mit den abgeschnittenen Ärmeln noch mit den nackten Händen. Dort trug man Leinen und Wolle statt Seide und die Zahnräder der Automatons ächzten vor Rost und eingetrocknetem Meersalz. Hier im Horse Borough jedoch wickelten sich Frauen in enge Seidenkleider und Männer in weite Gewänder, verbargen jedes Stückchen Haut unter langen Handschuhen und hohen Kragen. Das war die Mode hier, geboren aus der Angst vor Menschen wie Nhika.

Beziehungsweise vor dem Mythos von ihnen.

Die Leute musterten Nhika im Vorbeigehen – diesen kleinen Fußfleck in einer Stadt aus Silber und Blau –, doch die Blicke verweilten nicht lange auf ihr; man gab ihr so viel Platz, wie sie wollte. Verkaufautomatons hoben die Arme – so blitzsauber, dass Nhikas verzerrte Spiegelung ihr bronzen entgegenblickte – und boten Zeitungen an. Die heutige Schlagzeile galt dem Tod des Gründers von Congmi Industries. Obwohl die Nachricht selbst schon Wochen alt war, blieb sie in Theumas Gesprächsthema Nummer eins. Dieses Schmier-

blatt hatte mit aller Macht versucht, dem Geschehen mehr Bedeutung zu geben, indem es der Schlagzeile einen Hauch von Skandal hinzufügte: UNFALL ODER MORD?

Nhika prüfte erneut das Stück Papier in ihrer Hand, aus Angst, sich zu verlaufen. In einem angelegten Stadtstaat wie Theumas hätte sie sich darüber eigentlich keine Gedanken machen müssen. Jede Straße war nummeriert, die Querstraßen alphabetisch benannt, aber wenn sie vor der falschen Tür auftauchte, würde sie erst recht aussehen wie ein bedauernswertes Sack Lumpen mit einer Tasche voller Tinturen.

Hier im Horse Borough war die Stadt flacher, weitläufiger. Nicht so überladen – keine kastenförmigen Häuser, die aufeinander gestapelt wurden. Jedes Gebäude verlangte seinen eigenen Raum, sie alle waren groß und angestrichen, die Vordächer im Stil der Pagoden gebogen. Es war nicht schwer, das Haus ihres Kunden zu finden: eines von vielen Stadthäusern, die alle gleichermaßen glatt und identisch waren, sodass nur die schmiedeeiserne Nummer über der Tür sie voneinander unterschied. Sie waren auf einfache Art elegant, mit dem Ziegeldach, mehreren Stockwerken und einem Balkon ganz oben. Nhika atmete tief durch, bevor sie an die Tür klopfte.

Es kam keine unmittelbare Antwort. Nhika sah links und rechts die Straße hinunter, sie fühlte sich entblößt auf der Türschwelle. Also wartete sie so, wie die Menschen es hier taten, verschränkte die Arme, klopfte mit dem Fuß auf den Boden und versuchte, so auszusehen, als hätte sie – mit einer Dusche, einem Haarschnitt und komplett neu eingekleidet vielleicht – hierher gehören können.

Schließlich ging die Tür auf, nur einen Spalt, aufgehalten von einer Türkette. Dahinter musterte sie ein Mann aus zusammengekniffenen Augen. Er wusste auf den ersten Blick,

wer sie war, und bat sie hastig herein. Zweifellos wollte er sie genauso sehr von seiner Türschwelle weghaben, wie sie von dort weg wollte.

»Wir haben einen Hintereingang«, murmelte er. Seine Stimme troff vor Verachtung.

Nhika hatte eine ganze Menge an Erwiderungen, die sie ihm entgegenbringen könnte, doch eine scharfe Zunge hatte ihr noch nie einen einzigen Chem eingebracht. Nein, dafür hatte sie andere Talente.

»Verzeihung«, sagte sie und schob sich an ihm vorbei.

Falls er den Sarkasmus bemerkte hatte, ließ er sich nichts anmerken. Sie tauschten keine Namen aus. Ihre Interaktion erforderte es auch nicht.

Sein Haus war innen kleiner, als es von außen ausgesehen hatte, die Möbel waren aus dunklem, lackiertem Holz und mit Perlmutt versetzt. Nhika bemerkte sogar eine Wähl scheibe an der Wand. Nur die wenigsten waren reich genug, um sich ein eigenes Haustelefon leisten zu können. Als sie die zweifache Ausstattung musterte, die zwei Sessel, die zwei Paar Schuhe an der Tür, verstand sie, warum das Haus so klein war, obwohl der Mann so offensichtlich Geld hatte. Sie verstand, warum er verzweifelt genug war, jemanden wie sie um Hilfe zu bitten.

Es war ein Zuhause für zwei und die zweite Person musste auf dem Sterbebett liegen.

»Wo ist die Patientin?«, fragte sie und hob die Tasche voller Tinkturen vor die Brust, als wäre sie eine Ärztin auf Hausbesuch.

»Oben«, sagte der Mann und rieb sich den dünnen, rauen Bart an seinem Kinn. »Folgen Sie mir.«

Nhika stieg hinter dem Mann die Treppe hinauf, Fläschchen klickten in ihrer Tasche aneinander.

»Sie sollten wissen, dass ich nicht an diesen homöopathischen Unsinn glaube«, sagte er mit fester Stimme, während sie nach oben gingen; jede Treppenstufe ächzte unter ihren Füßen. »Was auch immer Sie verwenden, Ihre Salben und was sonst so ... Ich will die *wissenschaftlichen* Erklärungen.«

Sie hatte diese Aussage von ihrer Kundschaft bereits in allen möglichen Variationen gehört. Nhika konnte es ihnen nicht verübeln – in einer technokratischen Stadt wie Theumas musste man Homöopathie natürlich als veraltete Pseudomedizin abtun. Aber – ihre Lippen verzogen sich zu einem herablassenden Lächeln – sie wusste nur zu gut, dass er, irgendwo, tief in seinem Innern, doch daran glaubte. Er hätte sonst nicht nach ihr gerufen.

Oder vielleicht hatten die Ärzte diese Patientin bereits abgeschrieben und er war verzweifelt genug zu hoffen, dass Ingwer und Ginseng auch nur das Geringste gegen den Tod ausrichten könnten.

Aber natürlich konnten sie das nicht.

Das war Nhikas Geheimnis – na ja, eins von vielen. Sie glaubte auch nicht an diesen homöopathischen Unsinn.

Sie betraten ein Schlafzimmer im obersten Stock, wo die geöffneten Vorhänge den Blick auf den Balkon freigaben. Eine Frau schlief allein in einem großen Bett, gut zugedeckt unter einer schweren Decke. Mit ihrem skelettartigen Körper und den Schläuchen und Kabeln, die überall an ihr hingen, glich sie beinahe einem Automaton in der Herstellung. Auf der gegenüberliegenden Seite des Bettes befand sich eine kastenförmige Maschine, deren Zahnräder langsam arbeiteten und Infusionen und Medikamente durch die Zugänge der Frau pumpten. Das schwere Keuchen aus dem Inneren der Maschine erfüllte den gesamten Raum.

Nhika näherte sich dem Bett und der Mann sog Luft durch die Zähne ein, als wollte er seine Meinung doch noch ändern und sie wieder aus der Tür drängen. Vielleicht hatte er erst jetzt ihre yarongesischen Züge bemerkt: ihre goldbraune Haut, die dunklen Augen und die Haare, die eher der Farbe von Kaffee als von Tinte glichen. Die Tatsache, dass sie in Theumas aufgewachsen war, hatte etwas vom Einfluss der Insel verwässert, aber das hielt die Kundschaft nicht von ihrer Paranoia ab. Nhika blickte zu ihm zurück und wartete auf sein Urteil, doch schließlich bedeutete er ihr, näher zu treten.

Nhika blieb neben dem Bett stehen und betrachtete die Frau. Die Patientin hatte einen friedlichen Ausdruck, ihre Augen waren geschlossen und man hätte meinen können, sie würde nur schlafen – wäre da nicht die marmorierte Haut. Selbst für eine Theuma war sie ungewöhnlich blass.

Dieser Anblick war Nhika seltsam vertraut – eine jahrealte Erinnerung stieg in ihr auf: sie neben dem Bett, ihre Mutter unter einem dünnen Tuch. Allerdings waren da nicht so viele Kabel und Maschinen, nur ihre ineinander verschlungenen Hände – und ihre Mutter hatte nie so bleich ausgesehen, nicht einmal im Tode.

Nhika blinzelte und verdrängte die Gedanken. »Was ist passiert?«

»Es hat mit Schmerzen in der Brust angefangen und eines Tages ist sie zusammengebrochen. Seitdem ist sie nicht mehr dieselbe – schwach, hat Schmerzen. Sie schläft jetzt von all den Medikamenten, aber die Ärzte sagen, die sollen es ihr nur angenehm machen. Sie nicht heilen. Sie sagen, es gibt keine Hoffnung mehr, aber ...« Er ließ den Blick über die Frau wandern, ein verlorener Ausdruck lag auf seinem Gesicht. »Ich glaube das nicht. Wir hatten Pläne. Es ist noch nicht vorbei.«

Nhika beugte sich über die Frau. »Und was denken die Ärzte, was es ist?«

»Eine Blutkrankheit, vermutlich mütterlicherseits vererbt. Aber ihre Mutter hatte das nie.« Der Mann strich sein Gewand glatt und räusperte sich übertrieben wie ein Gelehrter. »Wenn ich raten müsste, würde ich auf diese unsichtbaren Mikromen tippen, die ihr Herz angreifen. Wir waren gerade von einer Reise außerhalb der Stadt zurückgekehrt. Vielleicht hat sie sich dort etwas eingefangen.«

Er klang überheblich, aber Nhika erkannte sofort, dass er nicht die geringste Ahnung von der Mikromentheorie hatte. Er wiederholte bloß das, was er in der Zeitung gelesen oder vielleicht von den Ärzten aufgeschnappt hatte. Nhika konnte ihm erzählen, was sie wollte, er würde ihr sehr wahrscheinlich glauben.

Nhika ließ die Schultern kreisen. Das würde einfach werden.

»Ich werde nun meine eigenen Untersuchungen durchführen«, sagte sie.

»Ohne Handschuhe?«, fragte er und seine gekräuselten Lippen verrieten sein Misstrauen. Er hätte diese Frage nicht gestellt, wenn sie eine Theuma wäre, aber die Berührung einer Yarongesin galt unter den Abergläubischen als etwas Gefährliches.

»Ich kann durch das Leder keinen Puls fühlen und wie Sie vielleicht bemerkt haben, bin ich kaum in der Position, mir Seide leisten zu können«, sagte Nhika. Sie verkniff sich die Bitterkeit, er war nicht der Erste, der ihre nackten Hände kommentierte.

Mit einem zögerlichen Nicken erlaubte er ihr, sich an die Arbeit zu machen, und sie tat so, als würde sie eine kurze Untersuchung durchführen. Dann streckte sie die Hand nach

dem Hals der Frau aus – langsam, um zu zeigen, dass sie keine bösen Absichten verfolgte. Durch die zwei Finger, die sie an den Bereich unter dem Kiefer drückte, sah es aus, als würde sie den Puls messen. Und das tat sie auch, aber das war bei Weitem nicht alles.

Durch den direkten Kontakt von Haut an Haut dehnte sich Nhikas Bewusstsein explosionsartig ins Endlose aus, raste erst über den Blutkreislauf der Frau – über jede Vene und jede Venole, die sich wie Wasserläufe in ihrem Körper verzweigten und versickerten – und dann weiter über das Nervensystem, sprang von Synapse zu Synapse, wie ein elektrischer Impuls. Nhika ließ ihr Bewusstsein in die Anatomie der Frau sinken, verwebte es mit den pulsierenden Mechanismen aus Mark und Bein und schließlich mit der Muskulatur, wo sie an verdichtetem Gewebe und verklebten Fasern zupfte.

Die Schmerzen der Frau spiegelten sich als schattenhaftes Abbild in Nhikas Brust, entluden sich gegen ihren Brustkorb. Sie schwollen zusammen mit der Empathie an, doch Nhika bezwang sie beide. Sie hatte die Quelle des Übels gefunden: eine Masse an geschädigtem Gewebe im Herz der Frau, der Blutzufuhr beraubt.

Das alles erfasste Nhika innerhalb weniger Sekunden, in kürzerer Zeit, als es dauerte, den Puls zu messen. Als sie die Hand wegzog, kannte sie jedes bisherige Leiden der Frau, sah ihre ganze Krankengeschichte eingemeißelt in die vor ihr ausbreitete Anatomie.

Aber Nhika sprach nichts davon laut aus, denn dann würde selbst ein Narr wie ihr Kunde eins und eins zusammenzählen können. Selbst ein Narr würde dann erkennen, was Nhika wirklich war – etwas weitaus Schlimmeres als eine Quacksalberin.

Stattdessen öffnete sie ihre Tasche mit Tinkturen – alles bloß ein paar Tropfen ätherische Öle, in Wasser aufgelöst. Placebos.

»Für die Schmerzen empfehle ich Süßholzwurzelextrakt, entweder als Tee oder als Tropfen. Gegen die Mikromen würde ich vorschlagen ...« *Was hatte sie im Moment im Überschuss?* »... Eukalyptus, eine Woche lang oberflächlich auf der Brust aufgetragen.«

Der Mann nickte, dann schien ihm wieder einzufallen, dass er nicht so leichtgläubig war. »Wofür ist das alles gut?«

»Die Süßholzwurzel besitzt eine bestimmte Struktur an Kohlenstoffketten, die an den Rezeptoren andocken und den Schmerz lindern«, sagte sie und winkte ab, als wären die Details unwichtig. Jetzt sog sie sich auch noch alles aus den Fingern, nahm Worte in den Mund, die sie aus gestohlenen Lehrbüchern hatte. »Und der Eukalyptus, na ja ... Er hat natürliche antimikromielle Eigenschaften. Mit meinem Titer ist er sogar stärker als Fermizillin.«

»Stärker als Fermizillin?«, wiederholte der Mann und Misstrauen schlich sich in seine Stimme. Hatte sie seine Unwissenheit zu sehr ausgereizt?

»Fermizillin wird aus Schimmel gewonnen, deshalb sind auch sehr viele Verarbeitungsschritte nötig, damit der Mensch es sicher zu sich nehmen kann. Es ist also so gesehen verdünnt. Aber Eukalyptusöl ist ganz und gar natürlich, daher besteht kein Grund, seine antimikromiellen Eigenschaften zu verdünnen.« Sie schenkte ihm ein unschuldiges Lächeln, zusammen mit der Lüge: »Die Medikamentenhersteller würden mich töten, weil ich Ihnen dieses Geheimnis verraten habe.«

Das schien den Mann zu überzeugen und er nickte erneut,

als hätte das alles auch nur den geringsten Sinn ergeben.
»Wie viel schulde ich Ihnen?«

Sie kniff sich ins Kinn und überlegte, wie viel sie ihm abluchsen konnte. Auch wenn er verzweifelt zu sein schien, ein exorbitant hoher Preis würde seine Zweifel nur noch mehr schüren. Also vielleicht eher etwas im mittleren Bereich, gerade genug, um die nächste Miete bezahlen zu können. »Ich möchte, dass Ihre Frau sich vollständig erholt, daher bin ich bereit, den Preis für einen so kritischen Fall zu senken.« Nhika sah zurück zu der Frau, die einer Leiche gleich im Bett lag. Sie könnte sie heilen, vollständig, wenn sie das wirklich wollte. Einen Moment lang hatte sie es sogar ernsthaft in Erwägung gezogen. Aber ihr Magen krampfte vor Hunger und sie konnte die Energie nicht erübrigen.

»Fünfzig Chem für die Eukalyptuskur und ich senke den Preis auf zwanzig für die Süßholzwurzel«, sagte sie. Nhika beobachtete die Miene des Mannes. Halb erwartete sie, dass er sie beschuldigen würde, ihm Chem aus der Tasche zu ziehen. Aber in seiner Miene lag nur Entschlossenheit, als er ans Bett trat und die Hand seiner Frau in seine nahm.

»Honya, Liebling, ich habe etwas gefunden, das vielleicht hilft. Es ist noch nicht vorbei.«

Der eisige Ausdruck war gänzlich aus seinem Gesicht gewichen und ließ nur noch Platz für Zärtlichkeit, seine Lippen waren zu einem leichten Lächeln verzogen und selbst sein Blick war weich geworden. Nhika erwartete fast, dass allein seine Liebe die Blässe auf den Lippen der Frau tilgen, die Farbe zurück auf ihre Haut treiben würde. Sie sah weg und biss sich auf die Innenseite ihrer Wange. Als ihr Blick auf den Nachttisch fiel, bemerkte sie das Attest der Frau, eine Fehldiagnose über eine Bluterkrankung gefolgt von der Frage: *Möchten Sie*

den Körper Ihrer Geliebten der Santo-Forschungsinitiative spenden?
Der Mann hatte *Nein* angekreuzt.

Während Nhika den Mann und seine Frau beobachtete, schlich sich Mitgefühl in ihre Brust, daher grub sie schnell die Fingernägel in ihre Handfläche, um es zu ersticken. *Nhika, nein. Fall nicht darauf herein.*

Aber der Mann hatte eindeutig niemanden sonst.

Genauso wenig wie du, und du hast nicht die Energie hierfür.

Er zahlte ihr genug für ein großes Abendessen.

Und wenn du erwischst wirst?

Sie hatte schon anderswo im Körper blockierte Gefäße geheilt. Sie *konnte* es tun, das wusste sie.

Du wirst sie heilen, nicht wahr? Verdammt sei dein erbärmliches kleines Herz.

Nhika legte eine Hand auf die Bettdecke, um die Aufmerksamkeit des Mannes zu gewinnen. »Wenn Sie erlauben, es gibt noch eine letzte Untersuchung, die ich durchführen möchte, nur um sicherzugehen, dass ich nichts übersehen habe.«

Er blinzelte, als würden die Worte nur langsam zu ihm durchdringen. Schließlich stammelte er: »N... natürlich.«

»Um die Privatsphäre der Patientin zu wahren, würden Sie uns bitte kurz allein lassen?«

»Ich bin ihr Ehemann«, widersprach er.

»Dann, um die Geheimnisse meines Berufs zu wahren.« Sie schenkte ihm ein verkniffenes Lächeln.

Er schien ihre Worte abzuwägen, aber nur einen Moment, bevor er nachgab.

Sie begleitete ihn aus dem Zimmer hinaus, schloss die Tür hinter ihm und zog die Vorhänge zu. Sobald sie vor neugierigen Blicken geschützt war, setzte sie sich ans Bett und kon-

zentrierte sich auf die Frau. »Ich habe Mitleid mit Ihnen, Sie Ärmste. Verheiratet mit einem Narr, der Sie liebt.«

Dann schloss sie die Augen und nahm die Hand der Frau in ihre.

Eine Verbindung entstand und Nhika war sich sofort der gesamten Anatomie der Frau bewusst. Sie kämpfte sich durch die Übelkeit der Medikamente hindurch, tastete sich mit ihrem Bewusstsein in Richtung Herz vor, wo sie die Bitternis von absterbendem Gewebe schmeckte. Und genau dort fand sie das Leiden, das dem Herz der Frau schadete: ein verengtes Gefäß, blockiert von einem Gerinnsel.

Ja, damit konnte sie arbeiten. Als sie noch jünger gewesen war, hatte ihre Großmutter ihr beigebracht, wie sie Kalkablagerungen löste oder Schorfwunden heilte. Doch dann hatte sich bei ihrem Vater ein ähnliches Gerinnsel tief im Bein gebildet. Jetzt streckte Nhika ihr Bewusstsein zuerst in die Blutgefäße aus und wand es um das Gerinnsel. Sie musste nur dafür sorgen, dass es sich zurückbildete – nach der Anleitung ihrer Großmutter war ihr das in Fleisch und Blut übergegangen. Allerdings verbrannte sie nicht den Energiehaushalt der Frau, ihre Patientin würde ihre ganze Kraft für die Genesung brauchen. Stattdessen verbrannte Nhika ihre eigenen Reserven und Hitze sammelte sich in ihrem Inneren. Das Feuer bahnte sich einen Weg über ihre Brust und ihren Arm, wärmte die Haut, die auf Haut lag. Eine Schockwelle erfasste sie, als ihre Lebensenergie, roh und gesund, den Blutkreislauf ihrer Patientin flutete.

Es dauerte einen Moment, bis sie das Herz erreichte, doch dann verstärkte Nhika ihr Bewusstsein, schloss es wie eine Faust um das Gerinnsel. Zwang es, sich zurückzubilden: Zellen platzen, Ablagerungen schrumpften, Proteine lösten sich

auf. Alles folgte ihren Befehlen wie ein trainierter Muskel, das Gerinnsel starb ab, während ihre eigene Energie dahinfloss.

Als Nächstes wandte sie sich dem beschädigten Gewebe am Herzen zu, das im Vergleich zur restlichen Anatomie verkümmert war. Es stach hervor wie ein falscher Ton in einer zarten Melodie, ein disharmonischer Klang, wann immer ihr Bewusstsein darüber hinwegstrich. Sie rettete nichts, was bereits abgestorben war, aber der Muskel klammerte sich ans Leben, und sie stärkte ihn: Sie errichtete ein stützendes Gerüst um die Herzkammer, ließ mit elektrischen Impulsen neues Leben hineinströmen.

Schließlich zog Nhika sich zurück. Sie wagte es nicht, noch mehr von ihrer Energie zu geben. Sie hatte genug für die Frau getan, damit sie aus eigener Kraft genesen konnte. Nhika atmete tief ein, um sich wieder in der Gegenwart zu verankern. Ihre Sinne kehrten nur langsam zurück, als ihr Bewusstsein durch den Sumpf aus Übelkeit träufelte. Die Seidendecke spürte sie als Erstes, knisternd unter ihrer Hand, dann die Festigkeit des Bodens unter ihren Füßen. Ihr Brustkorb sank vor Erschöpfung in sich zusammen und das Hungergefühl in ihrem Magen verkrampte sich zu einem noch größeren Knoten, der als Kopfschmerz in ihrem Schädel pochte.

Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht und Schweiß glänzte auf ihrer Hand, als sie sie zurückzog. »Ihr Ehemann schuldet mir eine ganze Menge«, murmelte sie mehr zu sich selbst und schnaubte. Trotz ihrer Erschöpfung lächelte sie. Es war lange her, seit sie jemand anderen geheilt hatte. Das war es, wozu ihre Gabe gedacht war. Sie war nicht dazu gedacht, im Geheimen benutzt zu werden, verborgen hinter Placebo-Ölen und vorgetäuschten Untersuchungen.

Nhika erhob sich schwankend, holte die Süßholzwurzel- und Eukalyptustinturen aus ihrer Tasche und stellte sie auf den Nachttisch. Als sie sich zum Gehen wandte, gab die Frau ein erstes Lebenszeichen von sich, ein Zucken, begleitet von einem Geräusch tief aus der Kehle. Nhika spürte einen Anflug von Eifersucht – diese Krankheit war so einfach zu heilen gewesen, anders als die ihrer Mutter.

Sie ging zur Tür, doch als sie den Knauf drehen wollte, kam ihr der Mann zuvor und öffnete die Tür von der anderen Seite. Sie blinzelten einander an und Nhika verengte die Augen, während sie sich fragte, wie viel er beobachtet hatte. Er schob sich jedoch nur an ihr vorbei ins Zimmer.

»Wie geht es ihr?«, fragte er.

»Sie hatten wohl recht mit den Mikromen. Die Tinkturen auf dem Nachttisch sollten helfen. Ich lasse Ihnen eine Karte da, auf der steht, wie sie anzuwenden sind.«

»Wie viel schulde ich Ihnen?«

»Siebzig Chem«, sagte sie. Als er seinen Geldbeutel hervorholte, verengte sie die Augen noch mehr.

Handschuhe. Er trug Handschuhe. Hatte er die auch schon vorher getragen? Nein – sie hatte gesehen, wie er die Hand seiner Frau ohne Handschuhe gehalten hatte. Und jetzt, da sie ihn ein zweites Mal von oben bis unten musterte, bemerkte sie auch, dass der Kragen enger um seinen Hals lag und dass er Schuhe trug, obwohl sie im Haus waren.

Er reichte ihr die Chem und sie nahm sie ein wenig zu hastig entgegen. Nhika schob sich rückwärts zur Tür, doch der Mann hielt sie zurück.

»Erklären Sie mir nicht, wie man die Tinkturen anwendet?«, fragte er. Er wollte Zeit schinden. Hatte er die Polizei gerufen? Ahnte er, was sie war?

Nein, natürlich nicht. Für Menschen wie ihn existierte jemand wie sie nicht. Dann hätte er die Polizei ja wegen eines Mythos gerufen. Andererseits war er abergläubisch genug gewesen, um eine Kräuterhexe um Hilfe zu bitten.

»Die Anwendung ist relativ selbsterklärend«, sagte sie und wischte zur Tür zurück.

Er machte einen Schritt auf sie zu. Würde er sie packen?

Als sie nach dem Knauf tastete, zog er ein Küchenmesser unter den Falten seines Gewands hervor. Seine Hand zitterte, sein Griff war lasch. Nhika runzelte die Stirn, ihre Finger zuckten erwartungsvoll unter den Ärmeln.

»Was soll das?«, fragte sie und zwang sich, gelangweilt zu wirken. Hinter dieser Fassade versteckte sie das Beben in ihrer Hand, denn sie wusste, dass sie ihre Gabe gleich möglicherweise auf eine Weise benutzen musste, die ihre Großmutter nie gutgeheißen hätte.

»Was haben Sie getan?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Sie sind eine von denen, nicht wahr?«, wollte er wissen, das Zittern in seinem Kiefer verriet seine Angst.

Ach ja, Angst – so zeigte sich also seine Dankbarkeit, nachdem sie seine Frau vor dem sicheren Tod bewahrt hatte. Nhika erinnerte sich wieder, warum sie aufgehört hatte, sich Gedanken um andere zu machen, warum sie sie nur mit Placebos und Ölen abspeiste. Erbärmliches kleines Herz, wie wahr.

»Sie müssen sich schon präziser ausdrücken«, zischte sie und wischte zurück. »Sie wollen wissen, ob ich eine Yarongesin bin? Ja, meine Familie kommt von der Insel. Eine Quacksalberin? Definitiv nicht, meine Methoden sind altbewährt, wie Sie feststellen werden. Bevor Sie sich selbst verletzen, Sir, rate ich Ihnen, das Messer wegzulegen.« Der letzte Teil war mehr für

ihr eigenes Seelenheil, sie wollte ihre gute Tat nicht mit Gewalt beschmutzen, auch wenn sie sich ohne zu zögern selbst verteidigen würde, sollte es so weit kommen.

»Nein«, sagte er und stieß mit dem Messer in die Luft. »Ich weiß, was Sie sind. Eine *Bloodcarver*.«

»Bloodcarver?« Ihr Blick verdüsterte sich bei dem Wort. »Es gibt keine Bloodcarver.« Nhika gab ihm einen letzten Ausweg. Ein klügerer Mann hätte gewusst, dass Bloodcarver nicht mehr existierten, dass sie mit der Insel gefallen waren. Aber die Ignoranz dieses Mannes war groß genug, dass eine Diskussion nichts bringen würde, und er hatte überraschenderweise tatsächlich den richtigen Schluss gezogen.

»Ich habe gesehen, was Sie mit ihr gemacht haben«, beharrte er und fuchtelte mit dem Messer herum.

Tja, dann gab es wohl keinen Grund mehr, die Scharade aufrechtzuerhalten. Nhika betrachtete das Messer, die Haltung des Mannes und sein Griff wirkten unentschlossen. Er hatte vermutlich noch nie in seinem Leben eine Waffe geführt.

»Man hat mir schon viele Namen gegeben«, sagte sie und machte einen Schritt nach vorn. Der Mann stolperte zurück. »Hexe. Leberfresserin. Nekromantin.«

Die Hand, in der der Mann das Messer hielt, zitterte, und er umklammerte den kleinen Griff mit beiden Händen, als könnte allein ein Blick von ihr ihm das Messer entreißen.

Wütend funkelte sie ihn an. »Aber *Bloodcarver* – das ist vermutlich die passendste Bezeichnung.« Sie weidete sich an seiner Angst, denn wenn er ihr schon nicht seine Dankbarkeit zeigen konnte, was hatte er ihr sonst zu bieten außer Angst?

Nhika täuschte einen Schritt an, erschreckte ihn mit einem Schrei und er stürzte nach hinten. Sie nutzte die Gelegenheit, warf sich auf ihn und griff nach seiner Kehle.

Als sie ihn berührte, überlagerte sie seine Anatomie mit ihrem Bewusstsein und sein Körper wurde dem ihren untergeordnet. Einen Moment überlegte sie, ihn sofort zu töten, alle seine Kraftreserven zu verbrennen oder sein Herz zu stoppen – vielleicht mit etwas Poetischem, Sadistischem, einem Gerinnsel im Blutgefäß wie dem, von dem sie seine Frau geheilt hatte.

»Was haben Sie mit ihr gemacht?«, fragte er. Seine Stimme klang hohl und sie zögerte.

In seinen letzten Momenten, in denen ihre Finger sich schon um seine Kehle schlossen, dachte er immer noch an *sie*. Die Hand um das Messer erschlaffte, aber nicht aufgrund ihres Einflusses auf ihn – er hatte offenbar akzeptiert, dass sie ihn töten würde. Trotzdem galt die tiefe Trauer in seinen Augen nicht ihm selbst. Nhika konnte mit ihrer Gabe nichts derart Flüchtiges wie Liebe sprießen lassen, aber jetzt quoll es aus ihm heraus wie Blut aus einer offenen Wunde, sintflutartig und ansteckend. Kurz fragte sie sich beinahe, wie sich das wohl anfühlte: eine Liebe, die selbst dem drohenden Tod trotzte.

Durch den roten Schleier der Wut sah sie seine Sehnsucht und das hielt sie davon ab, ihm den Tod in Fleisch und Blut einzumeißeln. Denn das war es, was Bloodcarver taten: Sie meißelten die Anatomie der Menschen, die sie berührten. Mit einem tiefen Knurren entriss sie ihm das Messer, zog sich dabei jedoch einen Schnitt an der Handfläche zu.

»Ich habe sie geheilt«, spuckte sie ihm entgegen. »Sie *Narr*.«

Ein gedämpftes Hämmern unten an der Tür erregte Nhikas Aufmerksamkeit und sie drückte sich von dem Mann weg. Nach einer weiteren Sekunde flog die Haustür krachend auf, gefolgt von lauten Schritten und Möbeln, die verschoben wurden.

Nhika rannte zum Fenster. Ächzend zerrte sie die Vorhänge herunter, wobei sie die Gardinenstange von der Decke riss. Sie krachte in die medizinische Maschine, schlug eine Delle in die eiserne Hülle, aber die Frau würde sie nun nicht mehr brauchen. Nhika warf einen Blick über die Schulter. Der Mann hockte immer noch zitternd am Boden und massierte sich den Hals. Er setzte ihr nicht nach.

Nhika stieß die Balkontür auf und schleppete die Vorhänge hinaus. Sie waren schwerer als erwartet, noch schwerer durch die Erschöpfung, die an ihren Muskeln zerrte. Trotzdem hievte sie sich das Gewicht auf die Schulter, während der Stoff Glasscherben hinter sich her zog. Sie wuchtete die Masse über die Brüstung, ehe sie ein Ende um das Geländer band. Überall auf der Straße wurden Vorhänge zur Seite geschoben und sie fing neugierige Blicke auf, die ihr hinter den fest verschlossenen Fenstern folgten.

Nhika schwang sich auf den Vorhang, als die Polizei durch die Tür brach.

Allerdings war es nicht die Polizei. Keine blaue Uniform, kein silberner Saum. Keine Dienstkappe, kein Abzeichen. Nur Bolas, hölzerne Fangstäbe und goldblitzende Zähne.

Ihr Kunde hatte die Schlächter gerufen.